

Neid auf Leistung

Historische Wurzeln der Feindseligkeit gegen Juden

VON MICHAEL WOLFFSOHN

Am Anfang der Judenfeindschaft war die Religion. Später, und bis heute, dominiert der Neid auf Leistung. Begonnen hatte es im Alten Ägypten mit dem Kampf zwischen Polytheisten und Monotheisten. Aus diesen entwickelte sich das Judentum. Machtpolitisch unterlag die Mini-Minderheit der Juden kontinuierlich. Kontraktfrisch heißt es demnach, „die“ Juden wären geradezu allmächtig. Jüdische Ohnmacht galt schon für die drei altjüdischen Staaten: das Königreich Israel (zerstört 721 v.Chr.), das Königreich Judäa 1 (zerstört 587 v.Chr.) und Judäa 2 (zerstört 70 n.Chr.). Die Juden blieben im heidnischen und seit dem 4. Jahrhundert christlichen Römischen Reich sowie im „Christlichen Abendland“ so „mächtig“, dass man sie seit dem Zeitalter der Kreuzzüge auch und nicht nur in Deutschland zyklisch und „christlich“ abschachtete. Nach den schlimmsten, sechsmillionenfachen NS-Judenmorden, wurde 1948 der vierte jüdische Staat gegründet: Israel. Sozusagen als Lebensversicherung aller Juden. Dass niemand das Neue Israel auslöschen möchte, behaupten auch deutsche Träumer und Heuchler. Wer nicht nur Israels Regierung kritisiert – eine demokratische Selbstverständlichkeit –, sondern nach all den Judenverfolgungen und -vernichtungen das Existenzrecht des Jüdischen Staates bestreitet oder bekämpft, entzieht, ob subjektiv gewollt oder nicht, objektiv allen, ergo auch den deutschen Juden ihre existentielle Sicherheit. Fundamentalkritik an Israel ist folglich eine Variante des Antisemitismus. Abgeleitet ist sie aus dem islamisch-israelischen Konflikt, der – weil Israel jüdisch religiös legitimiert und zugleich letzter Rettungsanker der Juden ist – somit letztlich wiederum alle Juden betrifft. Der islamisch-israelisch-jüdische Konflikt führt in die Islamische Geschichte zurück und zum Fakt, dass Juden (wie Christen, auch vor Zionismus und Israel, Bürger zweier Nationen waren. Das Judenschicksal in deutschen Territorien war, verglichen mit dem übrigen christlichen Europa, bis 1933 und mit Sicherheit im 19. und frühen 20. Jahrhundert nie paradiesisch und nicht wirklich symbiotisch, doch meistens besser als woanders. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass man seit dem 13. Jahrhundert an deutschen Kirchen die berüchtigte „Juden-sau“ häufiger sieht. Die Judensau von Wittenberg pries auch Reformator Luther, der zuerst die Juden umwarb, dann hasste und sogar zum Judenmord anstachelte. Mit Worten. Zuvor, danach und mit Taten hatten das Katholiken auf der Iberischen Halbinsel mit der Inquisition vollbracht, und



Michael Wolffsohn ist Historiker und lehrte lange an der Bucer-Universität in München. Er entstammt einer jüdischen Kaufmannsfamilie.

vor der Katastrophe (Schoah) wütete der mörderische Antisemitismus eher im Russischen Zarenreich (einschließlich Polen) als in Deutschland.

Nach 1945 habe es für Juden eine „Schonzeit“ in West-Deutschland gegeben, heißt es. Das ist historische Zuckerwatte. Amtliche Nettigkeit zu den wenigen (30.000) Juden in der Aft-Bundesrepublik war ein Gebot aufken- und blockpolitischer Vernunft, das innenpolitisch wirkte: Der Antisemitismus sank von knapp 50 Prozent (1949) auf circa 15 Prozent (1990). Anders die DDR. Sie war ein antisemitischer Staat mit (1989) 400 Juden.

Traditionell hat der Antisemitismus nicht nur in Deutschland drei Quellen: Christentum, Rechts- und Linksextremismus. Der kirchliche ist gottlob (fast) tot, während die alt- und neurechten, alt- und (seit 1968) neulinken Quellen sprudeln. Neu ist seit 1961 (türkische Gastarbeiter) und noch mehr seit 2015 (große Zahl von Migranten) die islamisch-nahöstliche Quelle. Wer nur eine benennt, ist blind. Antisemiten schaden letztlich sich selbst, denn sie verlieren hochqualifizierte, engagierte und loyale Bürger. Außerdem führt Antisemitismus abgewanderte Juden zur jüdischen Gemeinschaft zurück. Er stärkt, gerade wegen des immensen jüdischen Blut-zolls, Überlebenswillen und Überlebenskraft der Juden.

Deroh, spucken, schlagen – jeden Tag tobten sich Antisemiten in Deutschland aus. Auf den „Juden“ als Verursacher realer oder vermeintlicher Widrigkeiten können sich Männer und Frauen ziemlich ungleicher Milieus einigen: Neonazis, Islamisten, Verschwörungstheoretiker glauben, dass Juden hinter diesem oder jenem (vermeintlichen) Missstand stecken. Auf Berliner Schulhöfen ist „Jude“ als Schimpfwort gängig. Es gibt Anschläge auf jüdische Einrichtungen, Gräber werden zerstört und israelfreundliche Funktionäre ausspioniert.

Valide Daten über Täter und Motive fehlen meist. Offiziell schreibt das Bundeskriminalamt für 2018: Die Fallzahlen sind im Vergleich zum Vorjahr gestiegen, von 1799 antisemitisch motivierten Straftaten wurden 1603 als Rechtsradikalen verübte Delikte bewertet; 102 Taten wurden unter „ausländische Ideologie“, weitere 52 als „religiös“ motiviert registriert. Dazu seien 14 Taten von Linken verübt, 28 Fälle gar nicht eingeordnet worden. Doch letztlich spekulieren die Ermittler über die Motive – zumal es sich oft um Sachbeschädigungen handelt, bei denen Zeugen fehlen. Der vom Bundestag eingesetzte „Unabhängige Expertenkreis Antisemitismus“ hat im Auftrag der Bundesregierung 2017 einen Bericht vorgelegt. Darin heißt es, antisemitische Taten würden der „politisch motivierten Kriminalität Rechts“ zugeordnet, „wenn

Antisemitische Straftaten sind in Deutschland keine Seltenheit. Und die Zahl der Übergriffe steigt. Die Statistiken geben nur wenig Aufschluss über die Motive der Täter.

keine weiteren Spezifika erkennbar“ und „keine Tatverdächtigen“ bekannt sind. Klar ist: In Halle an der Saale versuchte vor einigen Wochen ein Neonazi, möglichst viele Juden zu töten. In Berlin-Pankow schlug vor einigen Tagen ein Antisemit, von dem Ermittler annehmen, dass er ein Deutscher aus der Nachbarschaft ist. Immer wieder aber melden sich Juden auch beim Tagesspiegel und berichten, sie seien von Männern bedroht worden, die sich als Araber und oft als Muslime zu erkennen gegeben hätten.

Im Oktober will ein Syrer mit einem Messer in der Hand in die Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin-Mitte eindringen, schreit „Allahu Akbar“. Im September wird ein Heranwachsender an der Warschauer Straße ins Gesicht geboxt, weil er sich auf Hebräisch unterhält – der Täter soll sich als Araber zu erkennen gegeben haben. Im August wird Rabbiner Yehuda Teichtal auf Arabisch beschimpft und bespuckt. Im Juli wird ein Mann in Berlin-Mitte verprügelt, weil er eine Kette mit Davidstern trägt – die Täter

und das Opfer sollen aus Syrien stammen. Im Juni wird ein Jugendlicher am Bahnhof Zoo angegriffen, weil er auf dem Handy das Lied „Tel Aviv“ hört. Auch diese Angreifer geben sich als Araber zu erkennen und drohen dem Jugendlichen, ihm die Kehle durchzuschneiden.

In der Studie „Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland“ der Universität Bielefeld von 2017 heißt es, Opfer antisemitischer Gewaltdelikte gäben zu 81 Prozent an, von „muslimischen Personen“ angegriffen worden zu sein, letztere sollen demnach auch für 62 Prozent der Beleidigungen oder Belästigungen verantwortlich gewesen sein.

In einer repräsentativen Umfrage der Anti-Defamation League aus dem Jahr 2015 zeigten 16 Prozent der befragten Bundesbürger antisemitische Neigungen, unter Muslimen in Deutschland waren es demnach 56 Prozent. In einer Umfrage, die der Jüdische Weltkongress im Sommer dieses Jahres in Auftrag gegeben hatte, wurde festgestellt: Jeder vierte Deutsche denke antisemitisch.

An der vielfach wiederholten Aussage, 90 Prozent der antisemitischen Taten würden von Rechtsextremen begangen, zweifeln Mitglieder jüdischer Gemeinden, Lehrer und selbst Ermittler. Seit August hat Berlins Polizei einen Antisemitismusbeauftragten, Kriminaldirektor Wolfgang Pemp. Er sagt, tatsächlich sei es sinnvoll, die Kriterien zu überprüfen, nach denen die Tatmotive in den Statistiken vermerkt werden.

Doch selbst wenn bestimmte Fälle nicht pauschal der Kategorie „Rechts“ zugeord-

nete Berlins Staatsschutz 324 antisemitische Straftaten und die „Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Berlin“ 1083 antisemitische Vorfälle.

Für beide Zählweisen aber gilt, das Opfer muss sich des antisemitischen Charakters der Tat bewusst sein. Ein Beispiel: Vor einigen Jahren schlägt an einer Schule in Berlin-Neukölln ein Kind ein anderes. Das nichtjüdische Opfer wird dabei immer wieder als „Jude“ beschimpft. Der Täter ist damals jünger als 14 Jahre, zur Anzeige kommt die Prügelei nicht. Vor allem aber fühlt sich das Opfer vom „Du Jude!“-Geschrei des Prüglers deshalb beleidigt, weil es „Juden“ selbst als schlecht begriffen – im antisemitischen Impuls sind sich Täter und Opfer einig.

Vor einigen Tagen war Elan Carr in Berlin zu Besuch. Carr war in Los Angeles einst Staatsanwalt, nun ist er Sonderbeauftragter der US-Regierung für die Bekämpfung von Antisemitismus. Der Hass auf Juden sei ein „globales Phänomen“, sagte Carr, das in den USA wie in Europa zunehme. Und Carr macht Vorschläge: Die Justiz solle bei Straftaten, die einen „antisemitischen Beigeschmack“ haben, die Verfahren auch dann nicht einstellen, wenn die Schwere der Tat vergleichsweise gering sei. Auch eine Beleidigung müsse geahndet werden – und zwar am besten gleich zusammen mit einem aufläuterischen Versuch: Täter könnten zum Besuch einer Gedenkstätte, eines Museums, einer Aufklärungsveranstaltung verpflichtet werden. HANNES HEINE

488

Straftaten von Juni 2018 bis Juni 2019 in Berlin

net würden, bleibt vieles im Unklaren. Der erwähnte Expertenkreis schrieb für die Bundesregierung, man müsse mit einer „systematischen Unterschätzung antisemitischer Vorfälle“ rechnen. So werden nicht alle Taten angezeigt, und selbst wenn, bewegen sich etwa Schmähsungen wörmlich unter der Schwelle der Strafbarkeit. Das ist ein Grund dafür, dass Beobachtungsstellen mehr Vorfälle zählen als die Polizei: Im vergangenen Jahr registrierte

1799

Antisemitische Straftaten in Deutschland



Ein jüdischer Soldat der Bundeswehr, im Gebet in der Westend-Synagoge in Frankfurt am Main.

Es ist etwas ins Rutschen gekommen

Amerikas Juden vertrauen Deutschland – aber das Vertrauen schwindet

VON REMKO LEEHMUIS

Im Jahr 1951 erschien in der deutsch-jüdischen Emigrantenzeitung „Aufbau“ ein Artikel, der sich gegen den aus der Emigration zurückgekehrten Philosophen Max Horkheimer richtete, der kurz zuvor Präsident der Frankfurter Universität geworden war. Der anonyme Autor erhob darin schwere Bedenken gegen eine Rückkehr in die post-nationalsozialistische Gesellschaft. Getroffen von den Vorwürfen in dem Artikel übersandte Horkheimer eine Gegenstellung, in der es heißt: „Den Millionen jüdischer Opfer des Hitlerregimes hält nicht die Treue, der die Menschen verächtlich, welche sich um eine substantielle Änderung Deutschlands bemühen, sondern der, welcher sie zu stärken versucht.“

Dem American Jewish Committee (AJC), die Organisation für die der Autor dieses Artikels arbeitete, schlugen seinerzeit die gleichen Bedenken und die gleiche Kritik aus der jüdischen Gemeinschaft – und verständlicherweise insbesondere von den Überlebenden der deutschen Lager entgegen, als sie sich entschloss, als erste jüdische Organisation wieder Kontakt mit Deutschland aufzunehmen und ebenfalls jene zu bestärken, die sich um eine substantielle Änderung bemühen. Bereits 1959 reiste eine Delegation des AJC nach Deutschland, um nach Wegen zu suchen, insbesondere der Jugend beim Aufbau eines demokratischen Deutschlands zu helfen. Nur ein Jahr später brachte das AJC erstmals deutsche Lehrer in die Vereinigten Staaten, um ihnen zu zeigen, wie demokratische Werte vermittelt werden. Diese Besuche sollten dabei helfen, dass die Bundesrepublik wieder ein Teil der zivilisierten Welt und des Westens wird. Dies war vor allem anderen ein Vertrauensvorschluss in die westdeutsche Gesellschaft. Dieses Vertrauen des AJC hält bis heute an.

Vor mehr als 20 Jahren haben wir als erste jüdische Organisation ein Büro in Berlin eröffnet, und im kommenden Jahr werden wir weit über Tausend unserer Mitglieder und Spender im Rahmen des Global Forum, unserer jährlichen Konferenz, die normalerweise in Washington tagt, nach Berlin bringen. Für nicht we-

nige wird es das erste Mal sein, dass sie das Land betreten, das ihre Vorfahren errettet, beraubt, vertrieben und ermordet hat. Dass wir uns dafür entschieden haben, diese Veranstaltung in Deutschland, in Berlin, zu veranstalten, von wo aus die „Endlösung der Judenfrage“ geplant und durchgeführt worden ist, ist ein erneuter Beweis des Vertrauens in die Bundesrepublik, ihre Gesellschaft und Politik.

Doch dieses Vertrauen, auch das ist Teil der Wahrheit, hat nicht erst mit dem antisemitischen Terroranschlag von Halle Risse bekommen. Auch wenn die Ereignisse an Jom Kippur natürlich besonders erschütternd waren, so nimmt man in den USA und in anderen Ländern des Westens durchaus besorgt zur Kenntnis, dass hierzulande etwas ins Rutschen geraten ist und stellt sich die Frage, ob Deutschland den Weg in eine andere Richtung eingeschlagen hat. Seit Jahren nimmt der Antisemitismus zu – aus allen Richtungen: von rechts, von links, im islamistischen Milieu und auch in der Mitte der Gesellschaft. Jüdinnen und Juden werden wieder auf offener Straße angegriffen. Nicht wenige fragen, ob es überhaupt sicher ist, im nächsten Sommer nach Berlin zu kommen und ob man Angst haben müsse. Allein die Tatsache, dass Juden fast 75 Jahre nach dem Ende der Shoah wieder diese Fragen stellen müssen und dass sich gleichzeitig deutsche Juden fragen, ob sie hier noch eine Zukunft haben, ist eine Katastrophe. Allerdings scheint es so, als würde dies gesamtgesellschaftlich immer noch nicht ausreichend zur Kenntnis genommen werden. Wenn etwa nach dem Anschlag in Halle bundesweit nur ein paar hundert Menschen ihre Solidarität mit der jüdischen Gemeinschaft zum Ausdruck bringen, dann hilft dies nicht, die fortschreitende

Erosion des Vertrauens in sicher geblaupte Errungenschaften aufzuhalten. Und hier geht es schließlich nicht allein um die Sicherheit und Zukunft von Juden in Deutschland. Es sollte auch im Interesse der nicht-jüdischen Deutschen sein, den Kampf gegen diese irrationale Wahrnehmung aufzunehmen, bevor sie die Gesellschaft als Ganzes verzerrt. Es steht in diesem Kampf nicht weniger als die liberale Gesellschaftsordnung dieses Landes auf dem Spiel.

Zudem sind es nicht nur die innenpolitischen Ereignisse, die das Vertrauen auf die Probe stellen. In den USA wird ebenso sehr genau registriert, welche Richtung die deutsche Außenpolitik in den vergangenen Jahren genommen hat. Irritiert immer man etwa die Leisetreterei gegenüber dem iranischen Regime zur Kenntnis, das täglich damit droht, den jüdischen Staat zu zerstören. Warum, so fragt man sich, ist es ausgerechnet in Deutschland so schwer vorstellbar, dass ein Regime, das ankündigt Millionen Juden zu ermorden, es ernst meint und dies keine ideologische Fiktion ist, sondern der Kern dieses Regimes? Warum darf in Deutschland immer noch eine Airline landen, die sich weigert, Israelis zu befördern? Warum darf die antisemitische Terrororganisation Hisbollah immer noch in Deutschland agieren? Warum stimmt die Bundesrepublik in den Vereinten Nationen regelmäßig anti-israelischen Resolutionen zu? Sind kurzfristige politische Ziele oder die Außenhandelsbilanz wichtiger als die historische, politische und moralische Verantwortung?

Nicht zuletzt von den Antworten auf diese Fragen hängt es ab, ob der Vertrauensvorschluss, den auch unsere Organisation der Bundesrepublik gegeben hat, gerechtfertigt war. Bisher ist die Antwort darauf ein Ja, aber es gibt keine Garantien dafür, dass es dabei bleibt. Und es gilt hier, was auch in anderen Bereichen des Lebens gilt: Je härter es ist, Vertrauen zu erarbeiten, desto einfacher ist es, es zu verlieren. Über diese Fragen und die zunehmende Skepsis sollte die Politik und nicht zuletzt die gesamte Gesellschaft im Bilde sein. Oder, um es mit Horkheimer zu sagen, der seine Gegenstellung mit den Worten schloss: „Es scheint mir wesentlich, dass Ihre Leser das erfahren.“



Remko Leehmuis ist promovierter Politik- und Orientwissenschaftler. Seit September ist er Acting Director des American Jewish Committee (AJC) in Berlin.

Angst weckt kreative Kräfte



Rosch Haschana Fest, der Rabbiner bläst das Schofar im Kindergarten.

Ist es wieder Zeit, Koffer zu kaufen? Ja. Ist die Zeit gekommen, die Koffer zu packen und auszuwandern? Nein. Aber die Zivilgesellschaft darf nicht einen Millimeter nachgeben

VON LOUIS LEWITAN

Was eint und entzweit Antisemiten und Juden? Es ist die Angst. Jüdisch sein bedeutet, mit Angst aufzuwachsen, mit Angst zu leben und manchmal vor Angst zu sterben; der Angst, ermordet zu werden. So beinahe 'geschehen in Halle. Antisemit sein bedeutet, vor lauter Angst, anderen Angst zu machen. Warum? Nur in einem Klima der Angst gedeiht die Macht der Antisemiten. Allein ist er nur gefährlich, gemeinsam sind sie kriminell.

Die Angst von Juden ist eine reale, die von Antisemiten eine imaginäre. Oder haben Sie jemals gehört, dass Juden Altersheime anzünden, Friedhöfe schänden und Kirchen bomben? Die diffuse Angst der Antisemiten vor allem Jüdischen wurde über Jahrtausende geschürt. Die Verurteilung der Juden seit der Antike führte direkt nach Auschwitz. Die Kirche verbreitete Ritualmordlegenden, Martin Luther sprach von der jüdischen Pestilenz, die Nazis verunglimpften Juden als Schädlinge und Krankheitskeime. Aus dem vormals christlichen Antijudaismus wuchs ein rassistischer und völkischer Antisemitismus.

Die nur bedingt heilbare Judenphobie ist eine Krankheit, die von einer Generation an die nächste weitergegeben wird. Sie passt sich zwar dem Zeitalter an, ihre Wesensstruktur aus Angst, Neid und Ignoranz bleibt unverändert. Judenfeindschaft ist zeit- und grenzenlos. Sie macht weder Halt vor Friedhöfen noch vor Schulen und Synagogen. Die Judenfeindschaft eint Extremisten von links und rechts ebenso wie radikale Sunniten und Schiiten. Ihr Hass richtet sich gegen alles Demokratische, Liberale, Jüdische. Der Iran verunglimpft Israel als Krebsgeschwür, erkennt sein Existenzrecht nicht an und attackiert Juden in und außerhalb Israels. Und Europa schweigt laut.

Wer als Jude angstfrei durchs Leben schlendert, ist naiv. Angst ist überlebensnotwendig. Angst hält wach, mahnt zur Vorsicht, macht erfindersich, Panik lässt erstarren, Angst weckt kreative Kräfte. Diese Kräfte haben das jüdische Volk am Leben erhalten und es immunisiert gegen alles Autoritäre und Totalitäre. Das jüdische Volk hat gelernt, der Angst zu trotzen und mit ihr zu leben. So lernen jüdische Kinder in Deutschland hinter Panzerglas, üben für den Notfall, bewacht von Polizisten mit Maschinenpistolen. Diese Anormalität wird von der Zivilgesellschaft mit Achselzucken hingenommen. Das ist ebenso beschämend wie die Tatsache, dass Juden immer noch als fremd, anders, undeutsch wahrgenommen werden. Laut einer jüngst veröffentlichten Befragung ist jeder vierte Bundesbürger ein Antisemit. Ein Viertel der Bevölkerung mag Juden nicht, verabscheut sie gar, will sie weghaben. Wie damals, 1933. Dies, obwohl Juden Deutsche sind. Deutsche wollen Deutsche weghaben. Selbst in Zeiten von Wohlstand verdrängt die Menschenverachtung die Nächstenliebe. Die Bedrohungslage ist real, die Täter sind reell, die Antisemiten wählbar. Wer Björn Höcke gewählt hat, denkt und wählt antisemitisch. Es gibt also reichlich Anlass, sich um Deutschlands Zukunft zu sorgen. Besorgtheit allein wird uns jedoch nicht weiterhelfen.

Die Demokratie steht unter Stress. Sie wird von Neonazis, Linksextremisten, Terroristen und Salafisten täglich auf die Probe gestellt. Antisemiten erinnern uns daran, dass der Zivilisationsbruch im Land von Kant und Goethe sich wiederholen kann. Wird die zivile Gesellschaft wie 1933 versagen? Belastendes zu verdrängen und Beschämendes zu vergessen, ist keine deutsche Eigenart. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus gedeihen im benachbarten Österreich, in Frankreich und Ungarn. Kein Zweifel, Deutschland setzt

sich wie keine zweite Nation aktiv mit seiner Vergangenheit auseinander. Wir Juden stehen keineswegs allein da. Die Politik, die Justiz, die Polizei stehen an unserer Seite. Ist es wieder Zeit, Koffer zu kaufen? Ja. Ist die Zeit gekommen, die Koffer zu packen und auszuwandern? Nein. Die Demokratie ist wehrhaft, in vielen Städten und Gemeinden zeigt sie Risse. Justiz und Polizei sind zwar wachsam, allerdings nicht überall und nicht jederzeit.

Protestanten und Katholiken in Deutschland stellen sich ihrer geschichtlichen Verantwortung und verurteilen unisono Antisemitismus als unchristlich. Das Maßnahmenpaket der Koalition ist ein längst überfälliger Schritt in die richtige Richtung. Dennoch bleibt die Angst hierzulande eine ständige Begleiterin der jüdischen Bürger. Solange die Wirtschaft brummt, die Arbeitslosigkeit niedrig ist und das soziale System stabil ist, ist es keine Kunst, Demokrat zu sein. Die wahre Probe wird erst dann kommen, wenn der wirtschaftliche Wohlstand schmilzt, die Arbeitslosigkeit steigt und der soziale Frieden brüchig wird. Die Demokratie fußt auf Vielfalt, Freiheit und Respekt. Eine Demokratie, die Antisemitismus toleriert, schaufelt sich ihr eigenes Grab. Jede Form von Antisemitismus ist ein Angriff auf die freiheitliche Demokratie. Antisemitismus zeigt den moralischen Kompass einer Gesellschaft an und dieser schlägt zunehmend in Richtung Demokratieverdrossenheit, Geschichtsrevisionismus und völkischer Nationalismus.

Wer schweigt, macht sich schuldig

Die Enkel-Generation der Täter und Mitläufer hat keine Schuld auf sich geladen. Als erste Generation, die von Geburt an in Freiheit, Frieden und Wohlstand aufgewachsen ist, hat sie die moralische Pflicht, jede Form von Ausgrenzung, Benachteiligung und Diskriminierung zu bekämpfen, auf dem Pausenhof, an der Uni, im Fußballverein oder am Arbeitsplatz. Wer schweigt, macht sich schuldig. 1933 haben zu viele Bürger geschwiegen und weggeschaut. Heute sollten wir uns empören, gemeinsam demonstrieren, sich gegenseitig stärken, wenn Menschen wieder angegriffen werden. Ich habe keinen Zweifel, dass die Deutschen stolz auf die Demokratie sind und willens sind, sie zu schützen. Die Zivilgesellschaft darf nicht einen Millimeter nachgeben. Es gibt Grund zur Angst, es gibt keinen Grund, in Panik zu erstarren.



Louis Lewitan ist Diplom-Psychologe, Coach, Autor und der führende Stress-Experte. 1955 in Lyon geboren, lebt Lewitan heute mit seiner Familie in München.

Der Fotograf Rafael Herlich

Er ist vielleicht der Chronist jüdischen Lebens in Deutschland, ganz gewiss aber ein bedeutender. 1954 in Tel Aviv geboren, lebt Rafael Herlich seit 1975 in Frankfurt am Main. Er ist verheiratet und hat drei Kinder, eines ist nach Israel gegangen. Die Bilder in dieser Beilage sind von ihm.

Seine Fotos sind immer wieder in Ausstellungen zu sehen, in Museen, aber auch zum Beispiel im Hessischen Landtag oder auf einer 50 Meter langen U-Bahn, die ganz mit Herlichs Fotos bedruckt ist, großformatig. Sie zeigen katholische Priester, muslimische beim Gebet, Hindus im Tempel, einen jungen Sikh, eine Rabbinerin. „DiverCity-Bahn“ heißt der Wagen, es gibt einen Fotoband dazu. Jüngstes Beispiel sind 120 Fotografien zum „Jüdischen Leben in Deutschland heute“ in einem Hochbanker auf dem Areal einer in der Pogromnacht vom Nazi-Mob gebrauchten Synagoge.

Eines von Herlichs Zielen ist es, die Menschen so zu sensibilisieren, dass sie sich wehren, wenn andere sich antisemitisch äußern oder handeln. Ein weiteres:

die Vielfalt des religiösen Lebens zu dokumentieren, um so für Toleranz und Verständnis zu werben.

Herlich zeigt Menschen – und hält ihnen den Spiegel vor. Seit Jahren setzt er sich mit seiner Kunst gegen Rassismus und Antisemitismus ein, geht dazu in Schulen und hält Vorträge. Und je mehr Menschen seine Fotos sehen, desto besser kann gelingen, was Herlich sich wünscht: dass sie miteinander ins Gespräch kommen. Über die Bilder und mehr.



„Für mich ist es ganz wichtig zu zeigen, dass Juden, Christen und Muslime zusammen sind“
Rafael Herlich

Der Rapper und Autor Ben Salomo

Ben Salomo wurde 1977 in der rund 20 Kilometer südlich von Tel Aviv gelegenen israelischen Stadt Rechovot geboren. Bürgerlich heißt er Jonathan Kalmanovich. Die Familie seines Vaters stammt aus Rumänien, seine Mutter wurde in der Ukraine geboren. Als der Junge vier Jahre alt war, zog die Familie nach Berlin, wo die Eltern seiner Mutter bereits seit einigen Jahren lebten. Im November 2016 veröffentlichte er sein erstes Soloalbum mit dem Titel „Es gibt nur Echte“, in diesem Jahr erschien sein erstes Buch, „Ben Salomo bedeutet Sohn des Friedens“ im Europa-Verlag.

Als Ben Salomo Teenager war, trennten sich die Eltern. Er blieb bei seiner alleinerziehenden Mutter und wuchs mit seiner jüngeren Schwester in Schöneberg auf. Von türkischen und arabischen Jugendlichen wurde er oft gemieden oder diskriminiert, sobald sie herausfanden, dass er Jude ist. Manchmal, erzählt Salomo, musste er sich auch mit Gewalt gegen Antisemitismus in seinem Kiez oder in der Schule zur Wehr setzen. Seine Bar Mitzwa feierte er in der Synagoge an

der Joachimsthaler Straße in Berlin. Damals erhielt er den hebräischen Zunamen Ben Salomo, Sohn des Salomo, nach seinem Vater. Religion spielte lange im Alltag Ben Salomos keine wesentliche Rolle. Auch in seiner Familie nicht. Allerdings gewinnt die spirituelle Seite des Judentums bei ihm immer größere Bedeutung.

Ben Salomo lebt bis heute in Schöneberg und ist Vater einer Tochter, Yael.



„Wo andere meditieren, lege ich meine Tefillin an, meine jüdischen Gebetsriemen. Es ist ein Weg, mein Weg zu Gott. Eine Art W-Lan-Verbindung zur spirituellen Energie“
Ben Salomo

Wir lassen uns nicht vertreiben

Jüdisches Leben in Deutschland ist widersprüchlich. Makkabi-Fußballer werden jedes Wochenende antisemitisch beleidigt – aber bei den Meisterschaften in Berlin singen sie laut die Nationalhymne



Der Torwart wird gefeiert. Das Team von Makkabi Deutschland, hier zu sehen in Duisburg.

VON PHILIPP PEYMAN ENGEL
Kurz nach dem Anschlag auf die Jüdische Gemeinde Halle, kurz nachdem der Rechtsextremist Stephan B. verurteilt hatte, an dem Kipur in die Synagoge einzudringen, um möglichst viele Juden zu ermorden, rief mein Cousin aus New York an. Er war besorgt. Wieder einmal. „Deutschland ist nicht mehr sicher“, sagte er. „Wann zieht ihr endlich zu uns?“
Die Eltern meines Cousins sind persische Juden. Nach der islamischen Revolution 1979 flüchteten sie aus dem Iran in die USA. Die Mullahs hatten damals gerade den Schah gestürzt und die Macht übernommen. Tausende Iraner zogen durch die Straßen von Teheran, feierten Ayatollah Chomeini und skandierten „Tod Israel! Tod den USA!“. Für persische Juden war ihre Heimat kein sicherer Ort mehr.

Bis heute kann der amerikanische Cousin nicht verstehen, warum meine Großeltern damals nicht ebenfalls in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind, sondern nach Deutschland. Ausgerechnet Deutschland!
Als der Tagesspiegel mich um einen Text über jüdisches Leben in Deutschland bat, musste ich an die Anrufe meines Cousins denken. Es ist nicht leicht, anderen begründlich zu machen, wie es ist, als Jude in Deutschland zu leben. Was auch immer man antwortet, das Bild bleibt oft unvollständig. Die Antworten fühlen sich stets unzureichend an.
Fest steht: In Deutschland ist etwas ins Rutschen geraten – und zwar nicht erst seit Halle. Der Kampf gegen den Antisemitismus droht zu scheitern. Juden werden in Deutschland täglich angegriffen, weil sie äußerlich als Juden erkennbar sind. Immer mehr jüdische Gemeinden raten ihren Mitgliedern vom Tragen der Kippa in der Öffentlichkeit ab. Deutsche Makkabi-Fußballer werden von ihren Gegnern jedes Wochenende antisemitisch beleidigt oder angegriffen. In Städten wie Chemnitz oder Jena gibt es für äußerlich erkennbare Juden ebenso No-Go-Areas wie im migrantisch geprägten Berlin oder im Ruhrgebiet.

Zugleich verlieren immer mehr Juden das Vertrauen in Politik und Justiz. In der leider nur allzu gut eingeübten Choreografie nach Angriffen auf Juden beschwört erstere immer wieder „Nie wieder!“, ohne daraus Konsequenzen zu ziehen, während letztere antisemitische Straftaten nicht angemessenen sanktioniert und jüdisches Leben nicht ausreichend schützt. Attacken auf Synagogen werden von der Justiz als „Israelkritik“ gewertet. Jährlich marschieren überwiegend türkisch- und arabischstämmige Migranten zum Al-Quds-Tag auf deutschen Straßen und rufen zur Vernichtung des jüdischen Staates auf – ohne Konsequenzen.
Währenddessen sucht die AfD fast schon pathologisch die Nähe zur jüdischen Gemeinschaft – auch um davon abzulenken, dass sie vom Ortsverband über die Landesparlamente bis

zum Bundestag mit Rechtsradikalen gespickt ist. Doch auch hier: Diese Beschreibung der Realität ist zwar korrekt – und trotzdem fühlt sie sich unzureichend an. Unvollständig. Denn parallel zur permanenten Bedrohung gibt es auch ein jüdisches Leben, das vielen unbekannt ist.
Jüdisches Leben in Deutschland bedeutet auch, dass mehr als 400 jüdische Sportler bei den jüdischen Europameisterschaften zur Eröffnung in der Berliner Waldbühne lauthals die deutsche Nationalhymne singen. Jüdisches Leben in Deutschland bedeutet auch, dass sich jedes Jahr bei der Jewrovision mehr als 1000 jüdische Jugendliche zu einem Gesangswettbewerb treffen, um sich, das Leben, die Musik und ihr Judentum zu feiern. Jüdisches Leben in Deutschland bedeutet auch, dass sich Woche für Woche in mehr als 100 jüdischen Gemeinden Juden treffen, um zu beten, den Schabbat zu halten und das Judentum mit Leben zu füllen. Jüdisches Leben in Deutschland bedeutet auch, dass sich meine Mannschaft Makkabi-Berlin jede Woche mit anderen Mannschaften misst, auf dem Platz wie die Kesselflicker streitet, gelegentlich auch mal 16:0 verliert und trotzdem ein Makkabi-Gemeinschaftsgefühl hat, das ich so in anderen Mannschaften nicht erleben habe.
Was also soll ich meinem Cousin in New York auf die Frage antworten, warum wir in Deutschland leben und dem Land nicht endlich den Rücken kehren?
Dass schon allein die Frage falsch gestellt ist. Warum sollten wir unser Land, unsere Heimat, verlassen? Werden Finnen nach einem Anschlag auf ihr Land auch gefragt, wann sie auswandern werden?

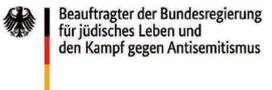
Mein Cousin in New York versteht uns nicht

Auch das bedeutet es, in Deutschland jüdisch zu sein: kämpferisch zu sein, selbstbewusst, wehrhaft. Wir werden unser Leben hier natürlich nicht einfach aufgeben. Wir werden uns selbstverständlich nicht durch Neonazis, Faschisten wie Björn Höcke oder Islamisten vertreiben lassen. Deutschland ist unser Zuhause.
Es bleibt die Frage, welche Entwicklung künftig stärker sein wird: die Bedrohung jüdischen Lebens oder das jüdische Leben selbst?
Die ehrliche Antwort ist: beides ist möglich. Das Wiederaufblühen jüdischen Lebens in Deutschland ist nicht weniger als ein Wunder, heißt es oft. Doch mit immer wohlfeilen Worten wie „Nie Wieder“ oder „Wehret den Anfängen“ ist es nicht getan. Die Bundesrepublik Deutschland muss nun beweisen, dass sie dieses Wunder wirklich verdient hat.



Philipp Peyman Engel (36) ist Redakteur der Wochenzeitung „Jüdische Allgemeine“. Dort ist er zuständig für das Feuilleton und die Online-Ausgabe.

ANZEIGE



Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben und den Kampf gegen Antisemitismus

Ein antisemitischer Anschlag: Davor und danach

„Halle“ ist schon zur Metapher geworden. Ob man es als Wunder deutet, dass die jüdische Gemeinde dort nur haarscharf einem Massaker entging, oder als Erfolg der Sicherheitsvorkehrungen – „Halle“ markiert einerseits einen Wendepunkt, nach dem die antisemitische Bedrohung von niemandem mehr ignoriert werden kann. Zwei Menschen, Jana L. und Kevin S., verloren dort ihr Leben, einundfünfzig entgingen nur knapp der Ermordung.

Andererseits steht der Anschlag in einer schrecklichen Kontinuität, denn antisemitischer Terror war nach der Befreiung vom Nationalsozialismus nie verschwunden. So bedeutete in ihrer verqueren Logik auch die Selektion bei der Flugzeugentführung in Entebbe 1976 durch deutsche Terroristen eine Fortführung der Gewalttradition gegen Juden und Jüdinnen. Weniger präsent im kollektiven Gedächtnis sind die antisemitischen Anschläge davor und danach: etwa die Brandanschläge auf die jüdischen Gemeindezentren in West-Berlin 1969 und München 1970, auf die Synagogen in Lübeck 1994 und 1995 und in Erfurt im Jahr 2000, auf die Kreuzberger Synagoge am Fraenkelufer 2002 oder die Morde an Shlomo Lewin und seiner Frau Frida Poeschge 1980 und an Blanka Zmigrod 1992. Viel zu spät wurden die Taten des NSU in den Jahren 1999 bis 2007 als rechtsextrem begriffen. Der Mord an Walter Lübcke geschah erst in diesem Juni.

Der Hass auf Juden und auf Israel eint Rechts- und Linksextreme und Islamisten. Damals wie heute ist militanter Antisemitismus der gemeinsame Nenner antidemokratischer Bewegungen. Um sie zu bekämpfen, müssen wir der Gewaltgeschichte unseres Landes offen ins Auge sehen. Die Tat von Halle ist nicht neu. Das Neue ist heute die Radikalisierung der Täter in global vernetzten, virtuellen Räumen. Der Nährboden dafür wird nicht nur vom rechten Rand bereitet. Auch in der sogenannten Mitte unserer Gesellschaft sind antisemitische Zerbilder verbreitet. Keine gesellschaftliche Gruppe ist frei davon.

Gleichwohl erleben wir heute vielerorts eine Welle der Solidarität. Wir Demokratinnen und Demokraten sind die Mehrheit in diesem Land! Schaffen wir gemeinsam eine Öffentlichkeit, die von Respekt und Verantwortlichkeit füreinander geprägt ist. Unsere Erinnerungskultur ist dafür zentral. Sie ist eine Errungenschaft und ein Zeichen des Bewusstseins unserer Gesellschaft über sich selbst: „Nur wer seine Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft“, schrieb Wilhelm von Humboldt. Lassen Sie uns gemeinsam der Opfer von damals und heute erinnern. Das Gedenken an die Novemberprogrome bietet dazu Gelegenheit, nach „Halle“ auch absichts runder Jahrestage zu zeigen, dass wir gegen antisemitische und menschenfeindliche Angriffe aller Art heute fest zusammenstehen.

Felix Klein
Dr. Felix Klein

Ben Salomo Identität

Damals war ich erst Dreizehn
Als kleiner Junge kam es mir vor, als würde ich am Fuße des Berges Sinai stehen
Doch ich war nie ein Feigling, ich nahm all meinen Mut zusammen
Als eine Stimme meinen Namen rief:
Jonathan Ben Salomo Ben Aryeh
Jonathan Ben Salomo Ben Aryeh
Lies die Zeilen, die für dich in der Thora stehen
Die drei Namen deiner Identität

Jonathan bedeutet Gottesgabe, spart euch die Kommentare ich bin der Totgesagte von der Kaosloge damals
Noch immer lass' ich gestochenen scharfe Worte hageln
Jedoch bei mir folgen nach all den Worten Taten
Wie prophezeit im Buch der Offenbarung
Reimt ein Jude von der Straße Jahrzehnte nach dem Holocaust in deutscher Sprache
Ganz gleich, wie viele Leute starben
Wenn Menschen Träume haben, können sie auf verbrannter Erde Bäume pflanzen
Wie Pioniere etwas Neues wagen
Ich will wie Paul McCartney Gold zu Platin machen und Euros stapeln
Vielleicht liegt darin meine Gottesgabe
Num ist die Frage: Was verbirgt sich hinter euren Namen?

Ich hab' drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Ich muss die Bedeutung freilegen
Denn ich hab drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Was wird die Bedeutung preisgeben?

Ben Salomo bedeutet Sohn des Friedens
Ich bin nicht tot zu kriegen
Denn Mensch ist alles möglich, sogar zum Mond zu fliegen
Du willst wie Messi Tore schießen?
Ich will wie Hannibal auf Elefanten über die Alpen ziehen und Rom besiegen
Sollen doch andere mit Drogen dealen
Ich geh' lieber mühsam den graden Weg
Und mach' mein Ding ohne Spielchen
Für die Prinzipien meiner hohen Ziele
Wer seine Zukunft kennen möchte, muss wissen, wo seine Wurzeln liegen
Musik ist meine große Liebe, ohne sie wär' ich in Krisenzeiten tief gefallen und würd' am Boden liegen
Sie taufte mich den Sohn des Friedens, dafür bleib ich ihr Treu zu Diensten, auch wenn ich keinen Euro verdiene

Ich hab' drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Ich muss die Bedeutung freilegen
Denn ich hab drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Was wird die Bedeutung preisgeben?

Ben Aryeh bedeutet Sohn des Löwen, Judäas stolzer König
In meinen Adern fließt das Blut von Kämpfern und Kommandeuren
Es überlebte Vertreibung, Pogrome und Hungersnöte
Selbst Auschwitz konnte mein Volk nicht töten, aber
Vielleicht war dieses Opfer nötig, während in Deutschland Synagogen brannten, konnte mein Großvater aus Europa flüchten
Er entging den Flammen der Todesöfen, wäre er Einer der sechs Millionen, würde keiner heut' meine Botschaft hören
Doch ich bin da und die Mission erfüllt sich, was vor Jahrtausenden begann, wird eines Tages durch meinen Sohn verwirklicht
Wenn er die Namen seiner Vorfahren würdigt, steigt er als Erbe des Löwen Judäas auf den Thron des Königs

Ich hab' drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Ich muss die Bedeutung freilegen
Denn ich hab drei Namen (Jonathan)
Aus drei Generationen (Ben Salomo)
Die überliefert wurden vom Vater zum Sohn (Ben Aryeh)
Zeugen der Identität, drei Namen für drei Leben
Was wird die Bedeutung preisgeben?

Heute bin ich über dreißig, und als Mann kommt es mir vor, als würd ich auf dem Gipfel des Berges Sinai stehen
Doch vor euch steht kein Feigling, ich nehme all meinen Mut zusammen, wenn seine Stimme meinen Namen wählt:
Jonathan Ben Salomo Ben Aryeh,
Jonathan Ben Salomo Ben Aryeh
Lies die Zeilen, die für dich in der Thora stehen, die drei Namen deiner Identität
Meiner Identität!

— Der Song von Ben Salomo ist zu hören unter:
www.tagesspiegel.de/#wirgebenkeineruhe



Purim-Party, modern: Gefei-ert wird, dass im Jahr 3405 seit Erschaffung der Welt das jüdische Volk vor dem Vernichtungsplan des persischen Ministers Haman gerettet wurde. Das persische Reich erstreckte sich von Indien bis Äthiopien.

Warum ich nach Deutschland gehöre

Es gibt Dinge, die sind unersetzbar. Sie sind gebunden an den Ort – wie die Stadtlichter, die so vertraut sind wie die Muster meiner Haut

VON HANNAH MANN

Man sagt, Zuhause ist dort, wo das Herz ist. Aber was, wenn es genau andersrum ist und ein Teil des Herzens zurückbleibt, wenn man fortgeht? Ich bin gebürtige Berlinerin und wuchs im Westteil der Stadt auf. Mein Kinderladen und meine Grundschule befanden sich im gutbürgerlichen Steglitz, das mich behütet Kind sein ließ. Wir spielten Fußball auf dem Lauenburger Platz und drehten das Glücksrad beim Straußenfest vor dem Edeka, weil wir Krimskrams gewinnen konnten. Wir sangen lauthals Lieder von der Punkrockband Die Ärzte und waren mehrfach miteinander verheiratet. Wir hielten Schilder hoch für das Bündnis 90/Die Grünen und liefen damit durch die Straßen – einen Tag nach der Bundestagswahl 1990. Unser Green Team (von Greenpeace) traf sich einmal die Woche zum Entenfütern und manchmal protestierten wir mit der Hilfe unserer Erzieher bei McDonald's gegen die Abholzung des Regenwalds. Auf dem Weg von der Schule nach Hause kauften wir saure Schnüre beim Bäcker.

An den Wochenenden ging ich mit meinen Eltern regelmäßig im Tiergarten spazieren – bis zur Berliner Mauer und wieder zurück. Abends hatten wir zuhause oft Besuch aus dem polnisch-tschechischen Freundeskreis meiner Eltern, was manch-

mal in wilde Tanzpartys ausartete zu Gitarrenliedern aus dem Widerstand. Eine Aura der Nostalgie und Melancholie lag in der Luft und drang, gehalten von den geschlossenen Altbau Fenstern unserer Wohnung, in mein Kinderzimmer. Auf der Suche nach einem Schlafplatz legte sich einmal ein betrunkenen Gast auf meinen Teppich, aber meine Mutter war ihm schon gefolgt und zog ihn an den Ohren wieder raus.

Ich streife durch den Tiergarten und mein Herz kitzelt und sagt: Das kenne ich

Von den kommunistischen Regierungen des Landes verwiesen, geflohen und enteignet kamen meine Eltern nach Deutschland, damit ich die Aussicht auf eine Zukunft ohne Zensur und

ohne Angst hatte. Sie wollten mir ein Leben in Freiheit bieten. Deutschland war doch jetzt ein besseres Land, das Land der Konrad Adenauers. Und wir haben doch auch deutsche Wurzeln.

Verständnislos schüttelten meine Eltern den Kopf, als ich Anfang der 00er Jahre sagte, ich ziehe nach Israel, inmitten der Terrorwelle der zweiten Intifada. Zu der Zeit war ich oft im jüdischen Studentenverband. Wir schauten israelische Heldentage und gingen zu einem Krav-Maga-Kurs, in dem man lernte, sich gegen Messerangriffe zu verteidigen. In einer Art Boot-Camp-Training jogten wir über den Bebelplatz und um die Museumsinsel und fühlten uns ein paar Liegestütze später gestärkt. Fast jeden Tag trafen wir uns im Caras Café am Kurfürstendamm, tranken Cappuccino und hofften, dass die heimliche Flamme aufkreuzen und sich vielleicht dazusetzen würde oder wenigstens an den Nebentisch. Wir gingen in die Synagoge, interessierten uns aber nicht für die Gebete, tanzten auf dem Hamukkah-Ball und zogen von dort in die Karaoke-Bar und von da zur Tankstelle.

13 Jahre lebte ich in Israel – von 2003 bis 2016. Jeder Tag begann und endete im organisierten Chaos, Pünktlichkeit und Hierarchie waren unwichtig, dafür wurden Einfallsreichtum und schnelles Sprechen geschätzt. Es waren wichtige Jahre des Erwachsenwerdens und der Selbstständigkeit.

Doch ein Leben in einem anderen Land zu führen, war nicht

so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es gibt Dinge, die sind unersetzbar. Die kann weder ein guter Job noch die beste Freundin oder die Sonne ausgleichen. Für mich sind diese Dinge besonders die Kindheits Erinnerungen. Sie sind gebunden an den Ort, an dem ich aufwuchs, dessen Geräusche mein Gehör kalibrierten und dessen Stadtlichter mir so vertraut sind wie die Muster meiner Haut. Neben meiner Familie vermisste ich diese Vertrautheit sehr.

Wahrscheinlich war es dieses Gefühl, vor dem mich meine Eltern mit ihrem Kopfschütteln bewahren wollten. Wahrscheinlich war es aber auch dieses Gefühl, das ich selbst erleben musste, um zu schätzen, was ich hatte, mich niederlassen zu können und Frieden zu finden. Anders als sie, die nicht zurück dürfen, war mein Zuhause nur ein paar Stunden Flug und eine müde Grenzkontrolle entfernt.

Seit ein paar Jahren lebe ich also wieder in Berlin bei meinen Kindheits Erinnerungen. Hier kann mein Nervensystem alles ohne Anstrengung einordnen. Automatisch erkennt es den Geruch der Herbstblätter und der kalten Vegetation, der Altbau mauer, der Kacheln in der Dusche der Wohnung meiner Mutter. Ich streife durch den Tiergarten und mein Herz kitzelt und sagt: Das kenne ich. Hier bin ich zuhause.

— Hannah Mann ist die Urenkelin von Heinrich Mann.

Ich finde immer mehr Gründe, von Juden zu lernen

Wenn wir zusammen Humus und Tahini, Falafel, Shakshuka und Kebab gekocht haben, beim Essen sitzen, ich meine Geschichte erzähle und erkläre, dass das Essen ganz koscher war, dann leuchten die Augen der Teilnehmer. Miteinander kochen schafft, was mancher Vortrag und manche Diskussion nicht kann.

Es gab mal eine Zeit, da wusste ich nicht so viel über Juden oder Israel. Gott hatte die Juden aus Ägypten – unter ziemlich großem Aufwand: den zehn Plagen – heraus geführt, um sie im heiligen Land leben zu lassen. Der erste Jude, von dem ich hörte, war Jesus, was mich einigermaßen überraschte, da wir als Christen an ihn als den Messias glauben sollten. Im Religionsunterricht hatte man uns erzählt, dass die armen, kleinen Judenkindern bereits mit drei Jahren lesen lernen müssen, und das, obwohl es gar keine Vokale im Hebräisch gäbe. Die taten mir leid. Was ich auch immer schon gehört hatte und später in der Oberstufe sehr detailliert lernen würde, war, dass die Juden von den Nazis umgebracht und sogar vergast worden waren. Das tat mir weh. Allgemein war man der Meinung, dass das oder so etwas nie wieder passieren dürfe.

Als ich mit einem Schüleraustausch 1990 zum ersten Mal nach Israel kam, lernte ich, dass Juden ganz anders aussehen als in den deutschen Geschichtsbüchern (insbesondere anders als die wiedergegebenen Karikaturen der Nazis). Schöne, exotische Mädchen und starke, coole Jungen. Wer hätte das gedacht!

Ich verstand langsam, dass es nicht einfach „die“ Juden gab. Es ist ein großer Unterschied, ob man von Juden oder von „den“ Juden spricht. Es waren immer „die“ Juden, die für etwas verantwortlich gemacht oder die verfolgt worden waren. Wer von „den“ Juden redet, ist schon auf halbem Weg zum Antisemitismus.

Deutschland hat die Pflicht, alle Jugendlichen während ihrer Schulzeit einmal nach Israel zu bringen

VON TOM FRANZ



Hochzeit! Feier! Später werden beide mit Reis und Walnüssen beworfen, Symbolen der Fruchtbarkeit.

Ich wollte mehr über diese Menschen wissen, die mit ihrer Tora die Welt mehr als jedes andere Volk beeinflusst hatten, und die in der Diaspora („Zerstreuung“), überall da, wo sie nach der Zerstörung ihres Tempels hin vertrieben worden waren, leben mussten, um dort recht schutzlos geächtet und verfolgt zu werden. Fast 2000 Jahre aus der Heimat vertrieben, bis sie endlich in ihr Land zurückkehren konnten.

Ich kam nun immer wieder nach Israel und seit 15 Jahren lebe ich dort. Seit gut zwölf Jahren bin ich Jude. Bisher habe ich nicht ergründen können, was an „den“ Juden so hassenwert war, dass man sie verfolgt und ermordet hat. Anstatt Gründe für Antisemitismus zu finden, fand ich immer mehr Gründe, sie zu achten und von ihnen zu lernen.

Ich habe viel über die Geschichte des jüdischen Volkes gelernt und ich kenne mich gut im Judentum aus, das ich lebe und nach dem ich meine vier Kinder erziehe. Ich habe mich hier integriert, so sehr, dass ich die israelische Castingshow Masterchef mit koscherer Cuisine gewinnen konnte und im ganzen Land berühmt wurde. Ich wurde in Israel das Gesicht des neuen Deutschlands. Mein Weg kann nicht das Vorbild für Deutsche sein, um Vorurteile abzubauen. Aber ich habe mit meinem Kochen eine Brücke gebaut. Ich koche für Israelis und Deutsche und ich mache Kochworkshops in Israel und in Deutschland. Die Verbindung aus meiner Lebensgeschichte, israelischer Küche und koscherem Kochen ist ein wunderbares Rezept, dem Menschen beider Länder übereinander zu erzählen. Es ist auch eine wunderbare Gelegenheit, Fragen zu stellen, die am besten jemand beantworten kann, der den Horizont eines Durchschnittsdeutschen kennt und Antworten gibt, die den Fragenden da abholt, wo er ist.

In aller Regel kehren Deutsche, die erst ein Mal in Israel waren, mit einem neuen Bild von Israel zurück, und viele kommen gerne wieder.

Deutschland hat meiner Meinung nach die Pflicht, deutsche Jugendliche während ihrer Schulbildung einmal nach Israel zu bringen. Dies darf nicht dem Engagement von Lehrern überlassen werden, die bereit sind, das an ihrer Schule zu organisieren. Es reicht nicht aus, das mit ConAct, dem Koordinierungszentrum Deutsch-Israelischer Jugendaustausch, zu unterstützen. Damit wird Deutschland seiner Verantwortung (apropos Staatsräson) nicht gerecht.

Es müssten das ganze Jahr über Schülergruppen nach Israel gebracht werden, die jüdischen Schülern begegnen. Antisemitismus wird nicht durch Statements von Politikern nach Attentaten abgeschafft.

Wenn man heute nach „Juden“-Bildern googelt, bekommt man in der Mehrzahl schockierende Bilder von durch Nazis eingeschickerten und auf den Abtransport wartende Juden zu sehen. So dürfen Deutsche und Juden nie wieder zusammen „miteinander“ fotografiert werden, und so sehen Juden – Gott sei Dank – heute nicht aus.



Tom Franz, Jurist aus dem Rheinland, lebt heute als Jude in Israel. Dort gewann er die Fernseh-Kochshow Masterchef. Seither ist er in Israel ein Kochstar und das Gesicht eines neuen Deutschlands.

Mehr Differenzierung, bitte

Vom Umgang mit Kritik an der Israelkritik: Wo beginnt Antisemitismus? Eine Begriffsklärung

VON SHIMON STEIN
UND MOSHE ZIMMERMANN

Kurz vor der Pogromnacht 1938 verkündeten das Innen- und das Justizministerium des „Dritten Reichs“ eine Verordnung, wonach männliche Juden ab 1.1. 1939 den Vornamen Israel als „weiteren Vornamen anzunehmen“ hätten, um sich auf diese Art als Juden zu erkennen zu geben. Diese Verordnung verwendete somit den Namen Israel als Sammelbegriff für „Jude“, um die Diskriminierung und Verfolgung der Juden als „Fremdkörper“ in der „Volksgemeinschaft“ voranzutreiben. Das geschah ein Jahrzehnt, bevor der Judenstaat entstand und den Namen Israel annahm. Die antisemitische Verordnung von 1938 steht also nur indirekt mit dem heutigen Begriff „israelbezogener Antisemitismus“ im Zusammenhang. Um die Frage beantworten zu können, wann Kritik am Staat Israel in Antisemitismus umschlägt, ist erstens eine klare Definition des Begriffs Antisemitismus notwendig und zweitens davon auszugehen, dass der sogenannte „israelbezogene Antisemitismus“ (oder Antizionismus) eine neue Komponente des Antisemitismus bzw. der Judenfeindschaft ist, die es erst seit der Gründung des Staates

Israel gibt. Judenfeindschaft (seit 1879 durch den Begriff Antisemitismus ersetzt) ist eine Attitüde, die aufgrund eines Vorurteils „die“ Juden oder „den Juden“ – als vermeintliche Rasse, Nation, Religionsgemeinschaft oder soziale Gruppe – pauschal negativ oder pejorativ bewertet und daraus auch soziale und politische Konsequenzen zieht.

Den Antisemiten unter den „Israelkritikern“ erkennt man zuerst an den Assoziationen, die er heraufbeschwört: Sind Shylok, Judas, Auge-um-Auge-Mentalität, jüdische Welterherrschaft, Hinweise auf Ritualmord und ähnliches im Spiel, befindet man sich bereits im Bereich des Antisemitismus. Wenn nicht an israelische, sondern an pauschalisierende jüdische Charakteristiken gedacht wird, wenn nicht Israels, sondern „der Jude“ Objekt der Kritik ist, ist man beim Antisemitismus angelangt. Vor allem muss auf die Absicht des Kritikers geachtet werden. Hier wird es manchmal schwierig. Ob es sich um eine antisemitische Absicht eines „Israelkritikers“ handelt, kann man oft nur erfahren, wenn man die Denkweise des Kritikers kennt. Dort, wo der antisemitische Charakter von Aussagen oder Taten nicht eindeutig ist, ist Fingerspitzengefühl gefragt, nicht der automatische Alarmlauf.

Früher, als es „nur“ den „klassischen“ Antisemitismus gab, bevor man die Bezeichnungen „sekundärer Antisemitismus“ (d.h. Shoah-Leugnung) oder „israelbezogener Antisemitismus“ erfand, war es einfacher, festzustellen, wer Antisemit ist. Klar: Ein Rechtsradikaler, der betende Juden in der Synagoge umbringen will, ist Antisemit. Heute ist es komplexer geworden. Wie soll der Befund eingeschätzt werden, der bereits im Bericht des Bundestags 2017 präsentiert wurde, wonach weniger als zehn Prozent der Deutschen als „klassische“ Antisemiten gelten, aber etwa viermal so viele als Vertreter eines „israelbezogenen Antisemitismus“? Ist die Definition „israelbezogener Antisemitismus“ nicht zu ungenau?

Nicht allein der Begriff „Israelkritik“ ist problematisch, auch ist nicht jede Kritik am Staat Israel gleich Antisemitismus oder antisemitisch angehaucht. Das gilt sogar beim Thema Existenzrecht Israels

– denn das wird auch von einem Teil der ultraorthodoxen Juden bestritten. Wie gesagt, soll man auf die Absicht hinter der Kritik, auf die Adressaten der „Israelkritik“ und auf die Sprache der „Israelkritiker“ achten. Darüber hinaus ist entscheidend, ob die Kritik sich gegen Israel als Staat richtet oder gegen die israelische Politik, gegen bestimmte Züge der israelischen Politik. Letztere ist nicht an und für sich antisemitisch, jedenfalls wenn keine antisemitischen Assoziationen und Absichten mit der Kritik verbunden sind. Kurz: Um von Fall zu Fall darüber entscheiden zu können, wann Kritik am

Staat Israel in Antisemitismus umschlägt, ist Differenzierung notwendig. An Differenziertheit fehlt es nicht nur beim „Mann aus dem Volk“ oder beim un- oder übervorsichtigen Politiker, sondern gelegentlich auch bei Sozial- oder Geisteswissenschaftlern. Eine besondere Schwierigkeit bereiten Versuche, moderne Definitionen des Antisemitismus anzubieten, in denen der israelbezogene Antisemitismus eine prominente Rolle spielt: Der Versuch der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) von 2016, eine „Arbeitsdefinition“ von Antisemitismus vorzuschlagen, in der

die Israelbezogenheit eine wichtige Rolle spielt, dient leider auch der politischen Instrumentalisierung des Begriffs, statt mehr Klarheit bezüglich des Übergangs zum Antisemitismus zu schaffen.

Dafür, dass der Umgang mit der Kritik an der Israelkritik manipulativ sein kann, weil politische Hintergedanken im Spiel sind, gibt es mehrere Beispiele. So steckt hinter der Bezeichnung der Israelkritik oder Israelfeindschaft unter Moslems als Antisemitismus oft die Absicht, die muslimische Präsenz in Europa zu bekämpfen. Oder es greifen israelische Politiker und ihre Anhänger prophylaktisch zum Vor-

wurf des Antisemitismus, um Kritik an der Siedlungspolitik im Keim zu ersticken. Indem man den Boykott von Waren aus den besetzten palästinensischen Gebieten mit dem NS-Judenboykott vom 1. April 1933 assoziiert und somit den Vorwurf des Antisemitismus heraufbeschwört, delegitimiert man sogar die vom internationalen Recht geforderten Restriktionen gegen Israel. Hier geht es nicht mehr um die Frage, wann „Israelkritik“ in Antisemitismus umschlägt, sondern schlicht um die Instrumentalisierung der Angst vor Antisemitismus im Dienst des politischen Zynismus.



250 Sportler von Makkabi Deutschland bilden den Davidstern in Duisburg.



Moshe Zimmermann ist Professor emeritus an der Hebräischen Universität, Jerusalem



Shimon Stein war Israels Botschafter in Deutschland (2001 bis 2007) und ist zur Zeit Senior Fellow am Institute for National Security Studies (INSS) an der Universität Tel Aviv.

ANZEIGE

VIELFALT STATT EINFALT.
LIEBE STATT HASS.
VEREINT STATT GETRENNT.

Zusammen eins

Coca-Cola